HQ
799
.G5
B78
1921
v.2

Brües

Neue Deutsche Jugend

Neue Deutsche Jugend

von

Otto Brües

Band II:

Gorch Fock

Staatspolitischer Verlag GmbH. Berlin SW 48

Neue Deutsche Jugend

1 9 2 1

Neue Deutsche Jugend

Eine Sammlung von vier Aufsätzen

von

Otto Brües

Band II

Gorch Fock

Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin.

Gorch Fock

von

Otto Brües

Band II

Aus der Sammlung

Neue Deutsche Jugend

Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin.

Ueberſetzung und alle anderen Rechte vorbehalten
Copyright 1921 by
Staatspolitiſcher Verlag G. m. b. H., Berlin
(Formel für den Urheberſchutz in den Vereinigten Staaten von Nordamerika)

Gorch Fock.

I.

Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten!
Bleibt in euren Hütten, euren Zelten!
Und ich reite froh in alle Ferne,
Über meiner Mütze nur die Sterne.

Goethe, Divan.

II.

Soll endlich nicht volldonnernder zum Ohr
Gewappnet nahn in Brünne unsres Worts
Der neue Heiland? ...
Verwandeln will ich
In unsre Raben Jordans helle Taube,
In unser Wälderohr den milden Reim,
In unser altes Wort den jungen Christ.

Ernst Bertram, Straßburg.

Aus zweierlei Dienst empfängt der Herrscherkraft, der sich zähmen und das Leben bestehen will: aus dem Minnedienst, der beglückend das Sinnliche zum Geist steigert, aus dem Totendienst, der tröstend das Geistliche auf uns Sinnenbefangene einwirken läßt. In die Reihe der Toten, mit denen wir schon deshalb in engster Nachbarschaft wohnen, weil wir mit ihnen den Kampf ausfochten, den sie nicht überleben durften, fügt sich Johann Kinau; er nannte sich Gorch Fock von dem Tage an, an dem er sich zuerst als einen sondern, einen schaffenden Menschen erlebte. Er gehört zu den Künstlern Körnerschen Schicksals, deren Bild durch einen übermächtigen Eingriff von außen den über die Dauer ihres Wirkens entscheidenden Zug erhält: auf das Talent senkt sich von außen herab, was in der genialen Natur aus dem Wesensgrunde heraufbricht. Dennoch sehen wir in Gorch Fock umso stärker eignen Wuchs, je näher der Tag seines Todes kam. Und wie es ihm nicht beschieden war, eine seelenhungrig durchkostetete Jugend in reife Mannestätigkeit und reife Mannestätigkeit in ein mildes, versöhntes Alter zu wandeln, — diese Feststellung zielt auf den Lebenslängsschnitt — war es ihm auch versagt, — diese Feststellung zielt auf den Werkquerschnitt —,

sich in den drei Reichen wortmöglicher Aussage, Lyrik, Epik und Drama, gleich notwendig ausdrücken zu müssen. Der Sohn Finkenwärders spann sein Seemannsgarn, er war ein Erzähler. Denn was wir von ihm an dramatischen Arbeiten besitzen, hat nicht jene vorbestimmte Gegensätzlichkeit, die sich unverwechselbar nur im Erleben miteinander sprechender Menschen austragen ließe; was wir von ihm an lyrischen Gebilden haben, ist durch epische Durchtränkung um seine Reinheit gebracht oder ermangelt jener sprachlichen Verdichtung, jenes Eigenwertes an Klang und Farbe, die für den Lyriker vor allen vorauszusetzen wäre. Gipfel und Tiefebene der Erzählungskunst könnte man finden etwa in dem „Heinrich von Ofterdingen" zu Beginn des vorigen Jahrhunderts und den vielen, sogenannten Heimatromanen an seinem Ende. Dort ein freier, wahrhaft königlicher Blick, vor dem die begrenzten Erscheinungen zeitlos werden, der die Jahrhunderte nebeneinander auf eine Ebene stellt und aus Geistesallmacht Raum und Zeit zerbricht; hier ein kurzsichtiges Auge, das die Erscheinungen um ihrer selbst willen aufnimmt, einen zumeist auf eine Episode verengten Lebenslauf in eine engbegrenzte Landschaft stellt und aus allzu getreuer Beobachtung der Alltagskleinlichkeiten dem immer feiertäglichen Geisteszug untreu wird.

Von hier aus dürfen wir an Gorch Focks Tagebuchwort: „Ein Heimatroman darf kein Heimatmuseum werden", ablesen, daß er der niedersten Ebene entwachsen war und einen Ausblick haben wollte, was auch an der, noch zu beleuchtenden, Art zum Ausdruck kommt, in der er in bestimmten Aufgaben den niederdeutschen Dialekt fahren läßt und hochdeutsch schreibt. Jedoch, wollte man den Roman hardenbergschen und überhaupt romantischen Wollens als den Ausdruck tiefgründiger Geistesfreiheit, den Heimatroman naturalistischer Richtung als den Ausdruck oberflächlicher Sinnengebundenheit gegeneinanderstellen, übersähe man, daß alles Leben und alles, was lebensfähig ist, immer aus Mischung entsteht. So sicher das Bild der mittelalterlichen Stadt im „Heinrich von Ofterdingen" in seiner saftigen Anschaulichkeit aus den besten Absichten des Heimatromans gespeist sein könnte, so gewiß ist es allein das geistige Element im Leib der „sich ereigneten, unerhörten Begebenheit", das etwa den „Schimmelreiter" aus seiner landschaftlichen Bindung heraushebt. Hierhin aber gehört, als leise Hemmung, ein zweites Tagebuchwort Gorch Focks: „Durch wieviel Lebensschichten, Geistesschichten du auch hindurchwachsen magst, wie hoch auch dein Haupt ragt: das ist und bleibt dein Größtes: auf dem Boden stehen, auf dem Boden aller Dinge: natürlich sein." Ein drittes Wort von Gorch Fock muß noch in diesen Versuch einer geistigen Ortsbestimmung eingefügt werden. Vergegenwärtigen wir uns ein letztes Mal die in ihrer Schroffheit fragwürdige und von den geformten Werken aus ihrem Mischungscharakter immer wieder durchbrochene Gegeneinanderstellung des allgegen-

wärtigen Geistesromans und des örtlich beschränkten Zustandsromans, dann ist die Einung der durch sie dargestellten Gegensätze am leichtesten möglich in der Novelle. Wäre sie selbst so räumlich begrenzt wie Hebels Schwabenstücklein vom Zundelfrieder oder so bieder wie sein Husarenstücklein: das geistige Element wird in der Novelle von vornherein in jener typisch-erzählerischen Zurechtstellung des Lebensstoffs gegeben, die Heyse nach der Gipfelnovelle des Bocazz den Falken, die Paul Ernst die Fabel und die der gesunde Menschenverstand die Handlung nennt. Gorch Fock hat eine nicht geringe Fähigkeit, hier die Kunst aus der Natur, die Fabel aus dem Leben herauszureißen: die Unterjochung der Wirklichkeit unter den Spannungsbogen ist ihm ein Leichtes. Aber der einmal sagt: „In jedem Buch steckt immer nur e i n Mensch, soviele Namen auch genannt sein mögen", der wußte als Künstler darum, daß eine Erzählung durch das Einschieben eines Erzählers zwischen Begebenheit und Leser zustande kommt, wußte als Mensch darum, daß er von Natur ein Bekenner war. Ein Bekenntnis aber, das Form werden will, drängt notwendig über die Novelle, in der die Handlung beherrschend ist, zum autobiographischen Roman, in dem der Mensch, der Dichter, beherrschend ist. So ergibt sich für Fock zweierlei: in seinen Novellen ist eine beträchtliche Kunst der Fabelfindung verschmolzen mit einer göttlichen Lust, einem irdischen Vermögen der Menschenschöpfung. Man siehts den herben, starken Gestalten Gorch Focks an, daß sie nach seinem Bilde gemacht sind, daß die zumeist dreiteilige, straffe Form seiner kurzen Erzählungen ein, sei's schmiegsames, sei's faltiges Gewand für pralle, nackte, für atmende Menschen ist. Da steigt denn die Frage nach seinem Menschtum auf.

In wenigen Sätzen Gorch Focks ist zu Beginn einer Sturmschilderung in dem Roman „Seefahrt ist not!" ein Geheimnis dieses Menschen und dieser Kunst entschlüsselt: „In der Kürze eines Seeamtsspruches könnte ich nun auch berichten, daß sie (Klaus Mewes und seine Leute) einmal im Sturm mit genauer Not über das Watt gesegelt sind. Es ließe sich aber auch anders schreiben, obzwar es unfinkenwärderisch wäre, denn kein Fischersmann machte viel Worte um etwas, das alle Tage vorkommen kann." In dem ersten Satz mit dem Seeamtsspruch sträubt sich Johann Kinau, der Schiffersohn, große Worte zu machen über eine erlittene Gefahr; in dem zweiten Satz gesteht sich der Künstler Fock, wie jeder Dichter irgendwie ein Sprachschwelg, es ließe sich aber auch anders schreiben. „Kurz wie ein Seeamtsspruch", das ist tatgewaltig gemeint; „anders", das ist sprachgewaltig gemeint. Daß „kurz" und „anders", daß Tat und Wort zusammenfallen, daß zwischen ihnen kein Brückenschlag notwendig ist, das macht den Dichter Gorch Fock, der immer zuerst ein Mann und dann ein Dichter ist, ohne darum der Fähigkeit zu ermangeln, die ein andrer toter

Lebensspender des Krieges, der gesichtergeplagte Soester Maler Wilhelm Morgner, geradezu als das Wesen des Genialen betrachtet: die Fähigkeit, „die Welt aus der weiblichen Perspektive zu sehen". Zuerst ein Mann wurde Goch Fock aus der Umwelt seiner Jugend heraus. Geboren auf Finkwärder, der Insel der Elbschiffer, mußte er den dreifachen Untergang der Heimat im Wettkampf der Segelboote gegen die Dampfschiffe, im Vordringen der Großstadt Hamburg gegen Finkwärder, das im Grün ihres Gürtels lag, und in seiner eignen Abkehr vom Gewerbe der Väter zur Geschäftigkeit am Kontorschemel erleben. Die ihm vom Schicksal gestellte Aufgabe war dieselbe, die es an uns, „Jugend von heute" im schönsten Sinne dieses Wortes, unerbittlich und klar gestellt hat: standhalten in einer erschütterten, vom Untergang bedrohten Welt. Gleichnishaft hat es uns der vorgelebt, der sich einmal den „Prediger der Furchtlosigkeit" genannt, nie die Einheit zwischen Wollen und Leben zerbrochen und auf Finkwärder die für eine größere Gemeinschaft bestimmten Worte geschrieben hat:

„Sien'n Diek könnt se verschütten: sien'n Mot verschütt se ne:
Finkwarder blift Finkwarder un geiht ne van de See."

Kommt so seine Männlichkeit aus harter Jugend — denn nicht wahr, die Jugend entschlüsselt doch meist den ganzen Menschen? — war doch diese Jugend nicht ohne Sonne. Den abgeschlossenen Lehrgang der höheren und hohen Schulen hat Gorch Fock nicht durchlaufen dürfen: zu bedauern wäre das nur, wenn er so schwer darunter gelitten hätte wie sein größerer Stamm- und Wahlverwandter Friedrich Hebbel. Es ist doch die dem Erzieherberuf eingeborene Tragik und Komik, daß die Vermittlung dessen, was wir Bildung nennen, und was nach seinem Wesen der Erwerb der Vorurteilsfreiheit ist, nur durch mehr oder minder Vorgeformtes, Vorurteilendes übermittelt werden kann. Solang aber Dichten dies ist: die Welt neu und jung sehen, die Welt ohne Vorurteil sehen, solange wird mans Gorch Fock als einen Gewinn anrechnen, daß er aus der breitesten Schicht des Volkstums kraftvoll emporkam und in das, was wir Bildung nennen, langsam erst und aus eigner Machtvollkommenheit hineinwuchs. Daher die Frische, Ursprünglichkeit und Bildkraft der Darstellung, in der ihn unter seinen Zeitgenossen niederdeutscher Zunge vielleicht nur die jungen Flamen übertreffen, die Styn Streuvels, Felix Timmermanns und Teirlinck, die heute die Siegelbewahrer dichterischer Anschaulichkeit innerhalb der deutschstämmigen Sprachen sind.

Mögen Volksschule und Fortbildungsschule, die er immer als Erster durchlief, ihm Handhaben für sein kaufmännisches Leben gegeben haben; mag ihm die Mutter, wie uns berichtet wird, noch so schöne Märchen erzählt

haben *): das Bewußtsein, es gibt letzte geistige Entscheidungen, und die Waffen, sie auszutragen, wurden ihm hier nicht vermittelt, wie ihn denn, nach seinen Aufzeichnungen, die letzte Zweifelsfülle dieses Daseins nicht erschüttert hat; ein Maßstab, nach dem jeder für sich entscheiden mag, ob Gorch Fock uns ohne diese Relativität ein Führer in die Zukunft hätte werden können oder nicht.

Als er dreiundzwanzigjährig als Buchhalter nach Meiningen kam, erwarb er sich durch Unterrichten an der Handelsschule die Mittel zum Theaterbesuch. „Was die Meininger ihm gegeben haben, davon hat er sein übriges Leben gezehrt" schreibt A. Bußmann. „Schließlich stand er fast jeden Donnerstag und Samstag auf der Galerie. Er sah Dramen von Shakespeare, Grillparzer, Ludwig, Freytag, Heyse, Goethe, Hebbel und Ibsen." In dieser Welt, und mit einer schwellenden Traglast von Reclambändchen erwachte in Gorch Fock die Selbstkritik, reiften ihre Früchte, Gefühl und Bewußtsein, wozu Begabung verpflichte. Ein Beweis für seinen gesunden Instinkt ist es, daß er, der in dieser Zeit zu schreiben beginnt, nicht etwa Bildungserlebnisse zu formen, sondern auf der Wanderfahrt durchs Thüringer Land sein Jugenderlebnis, sein Finkenwärder zu gestalten versucht. Aber er ist nun soweit, daß er seine Einseitigkeit sinnlicher Gestaltung, die er später „sein Gesetz" nennt, mit der Allseitigkeit geistiger Zergliederung zusammenbringen kann, ohne daß eines das andre verletzte. Ein Tagebuchwort kennzeichnet diesen Vorgang: „Es gibt drei Stufen: die erste: der Heimat den Rücken kehren, den Himmel stürmen wollen, die Welt aus den Angeln heben; die zweite: sich, der Welt gram, der Heimat wieder zuwenden, in ihr alles sehen, sich zum Mittelpunkt alles Lebens machen, die Welt da draußen verachten; die dritte und höchste: mit der Heimat im Herzen die Welt umfassen, mit der Welt vor Augen die Heimat liebend und bauend durchdringen. Drei der Stufen: such' und find'!"

Diesen Worten von den drei Stufen, über die man zum Leben emporsteigt und sein Meister wird, entsprechen drei Schichten der Formeroberung, des Schöpfertums, und es ist Gorch Fock gelungen, wenn nicht in einzelnen Stellen seines Werkes, so doch an einigen Höhentagen seines Lebens die oberste Schicht zu erreichen. Denn die unterste ist die der Naivetät, der reinsten Unbefangenheit, des spielerischen Formglücks. Die mittlere ist die des Erkennens, locker und trächtig da, wo sie nicht ins faulende, zweckhäßliche Nur-Wissen übergeht. Die dritte wieder, die der Unbefangenheit des

*) Vgl. die anschaulich warme, aber nicht gerade die letzten Möglichkeiten des Dichters darstellende Lebensskizze der treuen Verwalterin des Nachlasses, der Aline Bußmann, in dem Nachlaßband „Sterne überm Meer".

quellenden Werdens und der Sicherheit eines geistigen Daseins, erreichen die Wenigsten. Da aber im dreiundzwanzigsten Jahre des Dichters, als sein heimwärts gewandtes Schöpfertum erwacht, die Eroberung seines geistigen Bewußtseins schon vollzogen war; da nicht Luther und Goethe, selbst Norwegen nicht ihn seinem Finkenwärder ganz entreißen konnten, dürfen wir in der Darstellung, wie es uns gefällt, mit seiner Umwelt oder seiner Weltschau beginnen, wenn wir nur am Ende ihn selbst finden.

Nicht von der Verbildung aus, aber von der Unbildung aus geht ein Weg zur Bildung, und den hat Gorch Fock beschritten. Eine für einen tagsüber am Kontorpult sitzenden Mann stolze Reihe von Wahlverwandten nennt er in seinen Büchern; ob es nun Männer gleichen Stammes sind wie der stille Falke, der helle Liliencron oder die braven Brüder Wriede, ob Brüder im gleichen Sternzeichen des Sturmes und Dranges wie der glühende Grabbe oder der bohrende Hebbel, ob Ungekannte wie der Dichter des Märchens von der Höhle Xa-ga oder der Volkslieder, ob nie Ausgekannte wie sein geliebter Goethe: immer wieder macht er sie zu Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut und wird ein Schöpfer von Sprachgebilden, da er sich an den Männern seiner Ehrfurcht bildet.

Denn der Ehrfurcht schönste Blüte ists, wenn er in einer Tagebuchaufzeichnung am 26. April 1914 das größte Naturerlebnis, das ihm geworden ist, zur Kennzeichnung Shakespeares nutzt: „Shakespeare soll heute 350 Jahre alt sein: ich halte ihn für älter als die Bergriesen des Sognefjords in Norwegen." Was der Dichter bei Shakespeare nicht wagt, eine Eigenschaft gesondert zu betrachten, das wagt der Seemann bei dem, der nach dem fernen, ungekannten Wiking zum zweiten Male den neuen Erdteil entdeckte: „Ich lese das Tagebuch des Kolumbus von seiner ersten großen Reise und erstaune über die kindlich einfache Größe des Genuesers. Er gab das Etmal, die Tagessegelleistung, stets kleiner an, als es gewesen war, um die Mannschaft über die Länge des Seeweges nach Indien zu täuschen, und begegnete allen Einwänden und Bedenken mit ungeheurer Klugheit. Keinen Augenblick muß er gezweifelt haben. Diese Zuversicht ist seine Größe." Ich führte diese Stelle über den wagenden Spanier an, weil Fock das, was er an ihm sieht, auch bei Luther sieht, aber kaum mehr. Die deutsche Menschengeschichte beginnt für den norddeutschen Protestanten mit „Vadder Luther", wie ihn der Schulmeister in der „Biblischen Geschichte" mit der „deutschen Morgenröte", wie ihn das Tagebuch nennt, und es ist seltsam genug, daß er zwar den von Dürer einst so erschütternd erfaßten Kampfesmut des eifervollen Mönches preist, aber des Sprachschöpfers Luther, der den 23. Psalm, das Lied Aarons und Mirams und das „deutsche Sanktus" heidnisch-deutsch dichtete, nur erwähnend, nicht charakterisierend gedenkt. Die volle Ehrfurcht bemächtigt sich seiner vor Goethe: „Ich

hatte bei dem Bücherschrank des Quickborns zu tun, geriet eine Treppe höher und stand vor dem riesigen Goethekopf, der in einem Mauerloch steht. Ich berührte leise sein Kinn, seine Stirn, scheu, und kam mir wie ein Kirchenschänder vor. Das fühlte ich wohl: was ich da befühlte, war mehr als Stein." Noch oft erwähnt er seiner, der der große Januskopf im Tempel unserer Geistesgeschichte ist, und es ist tiefinnerste Bestimmung, wenn Gorch Fock das diesem Versuch vorangesetzte Goethewort vor den Roman seines Lebens stellt. Mit einem Ausrufungszeichen, das jede Begründung ersetzen soll und kann, stehn im Tagebuch die Worte „Grabbes große Tage kommen noch!" und vielleicht verschweigt sich hier mehr, als wir zu ahnen wagen. Heine gegenüber macht er die typische und einem in sich abgeschlossenen Wesen notwendige Entwicklung durch; schreibt er 1909 „Heine gibt mir heute das nicht mehr, was er mir vor zehn Jahren gab; ich vermisse sein Menschentum, seine sittliche Größe; er steht auf anderem Grund als ich", so gesteht er sich im folgenden Jahre, bei der Aufstellung des Heinemals am Barkhof in Hamburg „Heinrich Heine, der du mir einst über alle Dichter gingst (freilich als ich Goethe und Hebbel und die andern noch nicht kannte!) ich kam nicht als Verehrer über die Straße: aber du weißt, daß ich still gestanden habe vor dir, und daß ich meine Fahnen gesenkt habe!" ... und die zwei Verszeilen, die abgebrochen unter dieser Eintragung stehen, sind, neben zwei, drei andern, wohl sein einziges gutes lyrisches Gebilde:

„... und als Totenlampen schweben
nachts die Sterne über Dir!"

Zuweilen, in umschatteten Stunden, gedenkt er Lenaus. Aus irgend einem Gesetz des Gegensatzes ist aber Focks, des letzhin Zweifelsfreien große Liebe der vielspältigste seines Stammes, Hebbel. „Seine Tagebücher sind mir ins Haus gekommen, und mit ihnen ein unbekannter, riesenhafter Geist, vor dem ich fremd stehe" schreibt er achtundzwanzigjährig. Zunächst faßte ihn wieder Ehrfurcht, denn als er einen Fliederbaum an der Spaldingstraße beschreibt, setzt er in eine Klammer hinein: „Elise Lensing hat da gespielt, Hebbel ist da gegangen", und es ist kennzeichnend für diesen zuletzt sinnengebundenen Menschen, der Menschen erlebt, daß er in seinem Tagebuch nichts niederschreibt über die Probleme um Mariamne und Rhodope, sondern in immer wechselnder Beleuchtung die große und einzige Problematik im Leben des Menschen Hebbel sieht, die um Elise Lensing. 1908 schreibt er: „Wer Hebbel als Lump bezeichnen kann, wegen Elise Lensing, gerät für meinen Geist außer Hörweite, ist abgetan für immer." Aber die letzte Eintragung des Jahres 1912 lautet schon mit einem Unterton des Zweifels so: „Wer hätte Hebbel denn so hart verklagt, wenn er sich

nicht selbst so hart verklagt hätte", und 1914 schreibt er: „Immer wird der Schatten Elise Lensings zwischen Hebbel und dem deutschen Volke stehen." Aber für die Wertung des Verhältnisses von Gorch Fock zu Hebbel entscheidend ist doch das Zeugnis der Aline Bußmann in der Lebensskizze: „Vor allem liebte Gorch Fock die Hebbelschen Nibelungen, deren Geist er sich verwandt fühlte, in deren Germanentum er auch fest wurzelte. Er kannte sie fast auswendig". Diese Tatsache ändert nichts daran, daß die Nibelungen, vorgeformt und mehr aus Wahlverwandtschaft als aus Selbstbefruchtung gezeugt, wohl die unhebbelschste unter den Hebbelschen Dichtungen sind. Aus einem ähnlichen Begrenztsein nahm Gorch Fock auch die Zerrissenheit Nietzsches zu leicht, ohne daß wirs als Stärke bezeichnen könnten, denn ein Zauberwort zur Überwindung dieser Zerrissenheit gibt er uns nicht. Erst schreibt er „Nietzsches Menschlich-Allzumenschliches, ein Buch für freie Geister. Ein Geist, der wie Säure wirkt, der alle Dinge zerfrißt und auflöst, Stein, Silber, Gold", dann, in hanseatischem Konservativismus: „Nur die alte Erde muß er liegen lassen, und Sonne und Mond". In einem Satz nennt er ihn „eine riesenhafte Birke im deutschen Geisteswalde", und doch „nicht so hoch, daß nicht der Schatten der lutherischen Eiche, der goethischen Buche stundenlang auf ihn fiele." Ehrfurchtsvoll bekennnt er, er habe ihm erweckt „ein köstliches Gefühl, vor einem Geistesgewaltigen zu stehen, dunkles Ahnen, einem Weltgericht als geladener Zeuge beizuwohnen", und kämpferisch richtet er: „Das große deutsche Volk wird ihn mit Heine auf dieselbe Slüngelbank setzen" und beschließt, verschiedenartige Beweggründe zu gleichen Urteilen in Heine und Nietzsche nicht unterscheidend, allzu sicher: „Das erscheint mir gewiß." 1910 ist sein Nietzscheurteil abgeschlossen in der Tagebucheintragung: „Nietzsche hat etwas von einem Handwerker, der die Fenster unseres Hauses aushakt: wir ließen ihn gewähren, weil wir glaubten, daß er sie heilmachen und zurückbringen werde. Aber er hat sie nicht wiedergebracht, wir werden es spüren, wenn es Winter wird." Immerhin, dies vereinzelte Winter-Wort lehrts, streift ihn ein Ahnen vom Untergang des Abendlandes, und so ist denn Nietzsche der einzige Problematiker, der in ein Werk von Gorch Fock handlungbewegend oder Menschen zeichnend eingekehrt wäre, hätte nicht der uns allen Nietzsches Kulturproblematik vergegenwärtigende Krieg den Dichter abberufen. Denn in dem „knappen Umriß" des Buches, das ihm Norwegen schenkte, und das er im Februar 1914 seiner Freundin entwirft, heißt es: „Es soll heißen Thule oder die Vinetaglocken oder das niederländische Dankgebet. Zwei Menschen sollen einander an Bord des weißen Schwanes finden. Sie sucht Norwegen, die Seele von Norwegen, und wehrt sich deshalb lange gegen ihn. Auch gegen seinen Gott wehrt die Schülerin von Nietzsche sich tapfer, gegen seine Strenge, seine Ein-

fachheit, seine Kunstlosigkeit (dieses Attributum der Kunstlosigkeit vielleicht das schönste, zukünftigste Wort Gorch Focks über sich selbst), seine altmodischen Ansichten. Ihn hingegen empört ihre Gottlosigkeit, ihre Undeutschheit, ihre Kunst. Und doch finden diese beiden Menschen zusammen." Sieht man von einer belanglosen Erwähnung Dehmels ab, so sind es zwei Totengedichte auf Gustav Falke und eine Eintragung auf Liliencrons Tod — „Ich konnte in dieser Nacht nicht einschlafen, die Trauer hält mich wach", die uns dorthin führen, wo wir auf den ersten Blick ihn allzuschnell, wie das Vorstehende wohl erwies, allzu sehr a l l e i n verwurzelt glauben: ins niederdeutsche Schrifttum.

Fritz Stavenhagens „Mudder Mews" spielt auf Finkwärder, und Hinrich Wriete, sein Jünger, ist ein Jugendfreund des Jan Kinau, und formt gleich ihm das Leben der Finkwärder Schiffer. Daß sie alle, in ihrer Menschengestaltung, im Schatten jenes Großen stehen, der die Erlebnisse seiner Stromtid, seines Leidens in die Luft hinein, mit Erzählerallmacht völlig in Menschen von seinen Gnaden hineinleibte; — daß sie alle, unbewußt und bewußt, vieles von den Erkenntnissen nutzten, die Klaus Groth in seinen Briefen über Grenzen, Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten von Hoch- und Plattendeutsch niederlegte — die Herausgeber der Quickbornbücherei nennen sie „Des Altmeisters unvergängliche Programmschrift"; daß John Brinckmanns gütiges Herz, wie auf seine eignen Werke, so auch auf die durch die zunehmende Mechanisierung ohnehin so schwer bedrohte Generation nach seinem im Wendejahr 1870 erfolgten Tode strahlt: das alles muß vorausgesetzt und nur genannt werden. Denn solchen Ausmaßes kann sich nach ihnen keiner der niederdeutschen Dichter an der Nordsee rühmen, und es ist, soweit ich sehen kann, einzig Gorch Fock, der im Hein Godenwind und der Seefahrt größere Würfe wagt. Fraglos spukt im Hein Godenwind, den Wolfgang Stammler „eine Mischung aus Don Quichote, Münchhausen und Gil Blas" nennt, der Geist des Peter Lorenz aus Brinckmanns „Peter Lurenz bei Abukir"; sicherlich entspringt das Märchen „Die sieben Tannenbäume" der niederdeutschen, im Reineke Vos begründeten Tier- und Pflanzenbeseelung, der Reuter in der „Hanne Nüte", Brinckmann in „Voß und Swinegel" ihren Zoll entrichten; möglicherweise klingt die herbe Gestalt der „Karen" nicht nur im Namen an Johann Hinrich Fehrs' Friesentochter „Maren" an; gewißlich wachsen seine Dramen am Fuß der Stavenhagenschen Werkfäulen; aber das, was Gorch Fock untauschbar ist, was sich äußerlich in der Mischung vom Hoch- und Niederdeutschen im Seefahrt-Roman ankündet: das ist er ganz aus Eigenem, und das haben ihn nicht die Niederdeutschen gelehrt, das hat ihm sein Blut gesagt, das haben ihm die Geister von Luther bis Nietzsche bestätigt.

Es ist die Mischung, die von jeher das Werden der deutschen Seele aus-

macht und die das Sein aller repräsentativen deutschen Geister bestimmt: die Mischung von Heidentum und Christentum. Es ließe sich eine Geschichte des deutschen Schrifttums denken, die wohl kaum mehr zwangsläufig und willkürlich wäre als irgend eine andere von einem Sonderstandpunkt aus; sie könnte getrost das Vorhandensein dieser Mischung voraussetzen, würde ihre nach Art und Grad verschiedene Zusammensetzung abzuwägen und die in jeder Dichterpersönlichkeit anders liegende Mitte zwischen beiden zu bestimmen haben und vielleicht ergeben, daß das, was wir Klassik nennen, ein Ausweichen vor einer letzten Entscheidung zwischen den beiden schicksalsgehetzten Elementen wäre, daß das, was wir Romantik nennen, diese Entscheidung im Bejahen des gotischen Erbteils gesucht habe, und würde vielleicht nicht ohne stolze Hoffnung beschließen können, wir hätten solange noch eine Zukunft, wie eine letztgültige Ineinanderschmelzung von Balder und Christ, die sich im Faust gesondert und nacheinander vollzöge — Helena ist ja Heidin — noch nicht gefunden, nicht gestaltet sei.

„Gelb, die Sonnenfarbe, die Heidenfarbe, vom Christentum gering geachtet, die Farbe der Freude und des Lachens. Auch Störtebekers Flagge war gelb" schreibt er ins Tagebuch, und ein andermal „Es ist leichter, auf den Bergen zu bauen als in den Kirchen." Und mit urgermanischer Naturinbrunst: „Der liebe Gott ist nicht obdachlos, wenn die Kirchen stürzen; er hat tausend und abertausend herrliche Wohnungen", oder dasselbe in andrer Zuspitzung: „In die Kirche gehen heißt dem Teufel in die Falle kriechen! Gott schall mi bewuahrn!" Zwei Verschen schreibt er 1909 gegen die Jahreswende: „Wotans Kraft und Donars Glut, Balders Lachen — Neujahrsgut!" und „Christentum ist Frauenruhm, Mannestum ist Menschentum". 1913 heißts: „Ins Tal mit den Kirchen, die Höhen gehören Wotan noch" und in heftiger Abwehr einer starr machenden Dogmatik: „Noch immer sitzen die Kirchen unter dem Kreuze und streiten und würfeln um das Kleid des Heilandes, wie einst die Kriegsknechte, und über ihnen erleidet der Heiland die Todesqual." „Bist du noch Heide? Bleib es und laß dich nicht taufen." Seinen Ursprung sucht und findet er in der Natur. „Pfingsten ist ein durchaus heidnisch germanisches Fest, eine Frühlingsfeier, die garnichts mit dem Christentum zu tun hat. Die Ausgießung des heiligen Geistes ist nichts als Verlegenheit; wer denkt an Simon Petrus und seine Brüder, wenn der Buchfink singt, der Kuckuck ruft und die Apfelbäume mit Blüten bedeckt sind?" „Diese Wässer", schreibt im im Juni 1913 in Norwegen, „die von dem Gipfel niederwallen, sind wie Schleierfäden der Nornen. Ich wittere und spüre überall die germanische Gottheit. Sichtbar weht noch der alte Glaube um diese schroffen, unzugänglichen Kuppen, die selbst König Olaf nicht mit Kreuzen zu bepflanzen vermocht hätte. Stalheim ist das größte Wort Norwegens — das heißt Wallhall, das heißt

Odins Thron .. ich stand Wotan und Donar gegenüber, Aug' in Auge."

Aber den Christen in ihm kann er nicht verleugnen. In der Demut des Nazareners schreibt er: „Es liegt Größe darin, daß der Mensch in der tiefsten Not Gott anruft, d. h. das Schönste, Heiligste, was in seiner Seele lebt. Daß er seine Ohnmacht erkennt und seinen Stolz fahren läßt." Und weiter: „Den Christenglauben und seine Mängel, seine Widersprüche angehend: in allen Gewändern finden sich Webefehler, und niemand denkt daran, das Gewebe aufzutrennen, um sie zu entfernen. Weiter: wer durch Jesus hindurch geht und dann noch Mut und Kraft hat, weiterzugehen, ist ein Held; aber an ihm vorbeigehen, kann doch nun und nimmer eine Ueberwindung des Christentums sein? Weiter: wer ist unter uns, der seine Mutter verlachte, weil sie ihn als Kind auf den Armen getragen hat? Weiter: welche Narren streiten über die Sonne?" Und nun schließt er seine Anrufung des Christ mit einem Blick auf den großen Heiden: „Geht, Leute, und lernt bei Goethe etwas von der Ehrfurcht vor dem Ewigen."

Solche Gedanken, die, soweit sie von außen gekommen sind, doch aus dem Seelengrund wuchsen, gehen dann in die Werke über. Wenn er den Sturm schildert — und er tuts oft — nennt er Balder und Odin, nennt er Sleipner, Hödr, den Werwolf und andere Tiermenschgestalten und -gewalten, und wenn er, wie in der Skizze „Nach dem Sturm" oder im Ersten Stremel von „Seefahrt ist not!" von der Befriedung des Menschenherzens singt, betet er mit dem alten Schifferlied: „Christ Kyrie, komm zu uns auf die See", und Worte der Bibel strömen von seinen Lippen. Und die völlige Verschmelzung seiner Wesensteile gelingt dem Heidenchristen, wie in der schönen Erzählung um Maria Rolf, wo Jannis Külper auf seinem grünbugigen Ewer an der als Bauerndirn verdingten Seefischerstochter vorüberfährt und ein Blick genügt, beide aneinanderzuketten: „In diesem Augenblick wußte Maria Rolf, wer der junge Fahrensmann war; sie kannte seine Mutter und ihn auch — Jannis. „So fanden sich zwei Fischerkinder, so traute Gott in seiner blauen Kirche zwei Menschen."

Das Umreißen der Doppelnatur Gorch Focks war uns wesentlich, weil sie, im Gegensatz zu seinen Bildungserlebnissen, in seinen Werken formbildend wirkt. Er hat eigentlich nur zwei Bücher geschrieben, das Buch seiner heidnischen Seele im „Hein Godenwind", das Buch seiner christlichen Seele in der „Seefahrt" oder anders, das Buch von der Freude um den lustigen Admirol von Mostkitonien herum, das des Leides um den Klaus Mewes und seinen Sohn Störtebeker. Was sonst an Novellen vorhanden ist, die er verantwortungsbewußt selbst gesammelt hat, oder an Skizzen, die man weniger verantwortungsstark aus dem Nachlaß herausgab, ordnet sich um diese beiden Knotenpunkte wie die Feilenstäubchen in einer Chlad-

nischen Klangfigur um die ihren, Hein Godenwind und Klaus Mewes sind die Beherrscher des magnetischen Kraftfeldes, und wir erinnern uns des Tagebuchworts, daß in jedem Buch eigentlich nur ein Mensch stecke. Und wenn man einwirft, es sei auch Lachen im Christentum (man denke an die Wiedergeburt christlicher Legenden durch Meister Gottfried von Zürich, der nicht nur in Vischers Pfahlbaugeschichte als leibhafter Heide erscheint), oder entgegenhält, es stecke auch Trauer im Heidentum (woher sonst sein Ende in der Götterdämmerung?) — Gorch Fock sah die Grundgewalten seiner Seele so und schreibt: „Alles Lachen kommt aus dem Heidentum, und alle Freude ist im Grunde heidnisch. Das Christentum kennt kein Lachen, wie denn kein Evangelist zu berichten weiß, daß Jesus von Nazareth auch nur ein einziges Mal gelacht habe." Und wie denn bei einem ernsten Menschen von jedem Gedanken und jeder Einsicht ein Türchen geht zu den andern Gedanken und Eigenschaften, wie bei Gorch Fock die Mischung von Heidentum und Christentum, von Diesseit und Jenseit, sich in jedem seiner Bücher ausprägt, geht sie auch ins einzelne Wort und den einzelnen Satz. Es wäre einfach, aber nicht ganz richtig, zu sagen, daß bei ihm sein geliebtes Niederdeutsch die Diesseitsprache und das Hochdeutsch bei ihm die Jenseitsprache wäre. Er hat Skizzen im Plattdeutsch und im Hochdeutsch geschrieben, aber sein Bestes hat er in einer Mischung von beiden gesagt.*) Plattdeutsch, im allgemeinen die bildhafte, unverbrauchte und junge Sprache, ist im besonderen bei Gorch Fock die Sprache seines köstlichen Humors, von dem er gesagt hat, daß er der Todfeind aller Nervosität sei; Hochdeutsch, im allgemeinen die Sprache der Begriffe und geistigen Entscheidungen, ist im besondern bei Gorch Fock die Sprache der Größe, der Tragik. In seinen großen Romanen wie in seinen Tagebuchaufzeichnungen stehen wie in seiner Seele Heidenplatt und Christendeutsch nebeneinander und miteinander verschlungen, und es ist das schönste Zeugnis für das, worin er seinen Ursprung sieht oder doch das Übergewicht seiner Kräfteverteilung, daß er den, der im Tagblau und Sternengold über uns steht, nie anders genannt hat als den „Heben". So sein Wort „Die Erde hat ihre Frauen, der Heben seine Sterne".

Nun erst können wir von seinen Büchern reden. Oder von seinen Menschen? Bei ihm von seinen Menschen. Der, den der 22. August 1880 ins deutsche Leben hob, der mußte, statt auf die See, an den Ladentisch und

*) Daher es mir unverständlich bleibt, warum Wolfgang Stammler in seiner Geschichte der niederdeutschen Literatur (Teubner, Leipzig 1920) bei der Darstellung Gorch Focks den Roman „Seefahrt ist not" nicht erwähnt, der zwar zu großen Teilen hochdeutsch geschrieben ist, im Menschlichen aber über die aus der landschaftlichen Umwelt und dem Schifferberuf gegebenen Entscheidungen nicht so hinauswächst, daß er nicht im Geist ein niederdeutsches Buch bliebe.

später ins bescheidene Sein eines Buchhalters. Langsam eroberte er sich das fährdevolle Land des Wartes, und auch den Schwellstein, von dem aus jeder gute Erzähler aufsteigen kann: das Bewußtsein, Erzählen sei, Gewichtiges schlicht zu sagen und nur etwas zu sagen, das gewichtig sei. So gibt er, seines Erzählereides eingedenk, immer lebensfaftige Menschen in einer eigenartigen Sicht.

Da ist, um mit den ernsten Geschichten zu beginnen, jener alte Kapitän, den ein Seeamtsspruch um sein Patent gebracht hat, und der nun Nacht für Nacht heimlich auf einem ausgedienten Schiff im Hamburger Hafen in der Uniform seiner verlorenen Stellung über die Kommandobrücke wandert. Da ist die junge, schöne Cili Cohrs, die in dem seidnen Kleid ihrer Mutter mit den Finkenwärdern tanzen muß und vor Angst zusammenbricht, als sie — der Vater ist auf See — erfährt, daß ihr Großvater in der Nacht starb, in der ihre Mutter das seidne Kleid trug. Da ist jener arme, kleine Schreiber, der ins Moor geht, um einen versinkenden Hund zu retten, und dabei umkommt. Da ist Hans um Pfingsten, der Langschläfer, dem die andern die Freude und die Mädels wegnehmen. Da ist jene Maria Rolf, die von der See als Magd aufs Land geht, als der Sturm ihr ihre ganze Familie raubt, und die doch, als sie sich entscheiden muß, einen Fischerjungen heiratet und keinen Bauern. Da ist jener Fischer Harm, der nach seiner Rückkehr aus dem Sturm darüber geschwiegen hat, daß er den Freund Simon auf seinem Ewer in den Wellen untergehen sah, und der nun, als er im Gottesdienst die furchtbare Wirkung der Ungewißheit auf die Hinterbliebenen sieht, sich entschließt, das Schreckliche auszusagen. Da ist der herrische Jan Holm, der mit seinen Söhnen im Sturm treibt und es sich gefallen lassen muß, daß seine Söhne gegen seinen Willen den Notanker auswerfen; aber sie werden gerettet. Da ist jene wehmutüberscheitelte Lore Fest, die, als ihr der Geliebte in sommerlich strotzender Kraft entgegentritt, herbstmüde geworden ist und sich von ihm trennen muß. Da sind die Brüder Jan und Harm, die beide dasselbe Mädchen lieben; als sie im Sturm steuern, denkt Jan daran, den Bruder über Bord zu stoßen; als aber Harm den von Bord geschwemmten Bruder rettet, ist er beschämt und versöhnt. „Was wollte da noch der Sturm?" Da ist Eggert Holm, der Wunderliche, der beim Gottesdienst durchs Fenster seinen Spitz ermuntert, hübsch zu machen, worauf Fock zu ihm geht, und Eggert erzählt von Hans Fock und seinem Sohn und von Jan Cölln, der an Land gestorben ist. Da ist der alte Henning, der, als er noch Fährmann war, einmal einen zur Ebbe aufs Watt gesetzten Jäger von der Flut hat überraschen lassen, woran er irre geworden ist. Da ist der brave Hein Grön, der auf stürmischer See am Morgen des 24. Dezember seinem Schiffer Harm Husteen gesteht, er sei mit seiner Tochter verlobt; als Husteen ihm sagt, sein Eidam müsse etwas wagen können,

holt er im schwersten Sturm den Ewer herum und lenkt ihn nach Finkwärder und zu seiner Braut. Da ist Karen, die Strandräuberstochter, die einen Jüngling aus dem Sturm birgt, der, ob er auch tot ist, anders ist als die Männer, die ihn umgeben; als die den Toten plündern wollen, bringt sie ihn mit einem Boot auf die See und stirbt dabei. Da ist die Geschichte von dem Admiral Dietmar Koel, der den Seeräuber Klaus Amphof gefangen genommen hat; Koels Tochter Gesa wird von Liebe zu Amphof ergriffen, sie besucht ihn mit Hilfe des Ketzermönchs Stefan Kempe, reist zu Margarete von Parma in Brüssel, ohne Gnade zu finden, begräbt Amphofs Mutter und freit nach Amphofs Tode den Ketzer Stefan Kempe... Und neben diesen sind es noch einige andere, sodaß der Inhalt einer Tagebucheintragung vom 19. März 1915 zu Recht besteht: „Kürzlich hielt Prof. Borchling im Vorlesungsgebäude eine öffentliche Vorlesung über Gorch Fock, die mich stolz und froh machte. Wie Wolfram von Eschenbach die ganze Welt samt Himmel und Hölle verrittert habe, so hätte ich sie verfinkenwärdert." In diesem Satz ist die Anerkennung einer Fockschen und, wie wir glauben, deutschen Eigenschaft beschlossen: eine Welt zutiefst fühlen und gestalten, eine Welt ganz umspannen, eines gut und mit Inbrunst tun statt vielerlei und ohne Kraft, das ist in diesem Menschen, der sich gestand „Das Wortlose ist nicht in Worte zu fassen" ein Erbteil der Hochzeit sich versenkenden Fühlens, der Mystik.

Neben diesen, den angedeuteten, aus der Not der Finkenwärder Fischer geborenen Erzählungen läuft die bunte Kette der aus ihrer Lust entsprungenen Geschichten. Da ist Hein Saß, der in den Himmel will, und dem Petrus, der ihm den Eintritt verwehrt, so genau vorrechnet, ein wie schlechter Fischer er vor seiner Pförtnerewigkeit gewesen, daß ihn der liebe Gott selber in den Himmel holt. Da ist der alte Eggert-Eggert, der den jungen Fahrensleuten soviel vorschwafelt, bis er sich in sein eignes Garn verstrickt und zu Fall kommt. Da ist der prächtig gezeichnete Kassen Witt, der um Sill freit. Die aber will ihn nicht, weil sie mit ihrem Kater zufrieden ist; er aber stiehlt ihr den Kater. Da verspricht sie sich mit ihrem Freier. Als sie aber merkt, daß der Kater auf dessen Söller noch lebt, holt sie ihn sich und verprügelt Kassen Witt. Bruchstück eines neuen Planes ist die Geschichte von Ibar, die mit dem Satz beginnt: „Ehr ik de Tüd krieg, dat Book von Karl Landstorm to schrieben, dat he no all sien Geschichten verlangt wesen kann, mutt ik mol wat von Karl vertellen, dat mit sien Koh, de Ibar hett" und er erzählt, wie Karl Lanstorm in Serbien eine Kuh requiriert, sie nach dem Fluß, an dem er sie gefunden, Ibar tauft, sie hegt und nach ihrem Eingang in die Kompagniefeldküche aus Traum sich weigert, von ihrem Fleisch zu essen." Da ist auch die „Biblische Geschichte": Der junge Schulmeister übersetzt seinen Kindern das Gleichnis vom barm-

herzigen Samariter in niederdeutsche Sprache und Umwelt; die Jungen verstehen ihn zwar dem Wort nach viel besser, aber den christlichen Sinn verkehren sie durch ihr immanentes Heidentum ins Gegenteil. „Da mok de arme Scholmester sin patzigst Gesicht, sleug sin Book op un fung an to lesen: „Und es ging ein Mann von Jerusalem hinab gen Jericho und fiel unter die Mörder." Da ist die köstliche Gestalt des alten Seilmokers, der, weil er vor Kap Horn sien Piep verloren hat, das ganze Schiff in Aufregung bringt, bis der Kapitän „sien Piep" in dem Kasten des Seilmokers findet, wodurch die Umsegelung von Kap Horn gesichert ist. Aus alle dem ergibt sich: der Gorch Fock, der gesagt hat „Dichterwort muß wie Sonnenschein auf alle Dinge fallen" oder „So lang ich lebe, so lang lach ich" oder „Wieviele Freude schläft in uns — und wir wecken sie nicht" fand zum „Hein Godenwind"; der Gorch Fock, der wußte „Meine Einsamkeit ist bevölkerter als euer Jahrmarkt" und „Meines Volkes Not ist auch meine Not! ich könnte nicht essen, wenn mein Volk hungerte" und der, längst in Berufsketten, von enger Stube umschlossen, sich aufzeichnete „Ich bin immer noch auf dem hohen Meer", der meißelte „Seefahrt ist not!"

„Hein Godenwind, de Admirol von Moskitonen" ist nach den Worten des Dichters „eine deftige Hamborger Geschichte" und mit folgenden Sätzen seiner Frau Rosa Elisabeth zu eigen gegeben: „Sorgen wir, daß das Lachen nicht aus der Welt gehe! Sorgen wir, daß mehr Lachen in die Welt komme!" Hein Godenwind, der alte Schiffer, ist einmal der Admiral der moskitanischen Seemacht im Kriege des Südamerikanischen Banditenstaates gegen San Soltwoter und Jan Dominix gewesen, und als er sich einmal kurzerhand erkühnte, die drei Präsidenten dieser drei Staaten gefangen zu nehmen, war schon ein vierter da, der Hein Godenwind mit einem Ruhegehalt nach Deutschland zurückschickte. Dort lebt der alte Bär vergnügt, eines Tages jedoch bleibt das Geld aus, und wie Hein Godenwind mit seiner Anna Susanna und dem alten Steuermann und dem blinden Segelmacher seinem Hauswirt auskneift und auf einer alten Jalk und mit Husarenstreichen in der Elbe und der See herumstöbert, bis ihn auf der Ausfahrt nach Moskitonien der Sturm zurücktreibt und das Geld der Moskitonier wieder in seine Hände gelangt, das ist der Spannungsbogen dieser Geschichte. Gewiß hat Hein Godenwind einen großen Ahnen in den Erzählungen um den Bauern aus Kneitlingen, auf dessen Grabstein eine Eule und ein Spiegel zu sehen sind; gewiß hat er einen größeren Oheim in der Legende des Mannes, der aus de Costers Schöpfergaaden zu Damme im schönen Flandern — hier kämpfte auch Fock — soll geboren sein; gewiß hat er viel schalkhafte Vettern bei Reuter, Brinkmann, in der schier unübersehbaren Menschenarche des Urweisen Wilhelm Raabe: aber so, wie Hein Godenwind da „dree Präsidenten grippt" oder bei Pablo Lopez con-

sulado general des Mosquito sein Geld fordert, oder, als er wieder ein Schiff, und wenn auch nur seine kümmerliche Jalk, unter den Füßen und den Anna Susannenwalzer tanzen läßt, wie er achtert Swiensand liegt und mit dem Steuermann der Anna Susanna einen Hahnenkampf vorführt, wie er endlich „Mit Kors op Moskitonien" fährt und dabei im Sturm den blinden Segelmacher verliert und in einer entzückend unsentimentalen Szene endlich seine Anna Susanna freit; so ist er Hein Godenwind von Gorch Focks Gnaden, unverwechselbar und könnte das leibhaft gewordene Heidenlachen des Dichters genannt werden, wenn der nicht immer zuerst Menschen gesehen hätte. Und es ist mir eine liebe Vorstellung — die ich nicht zu belegen brauche — wie Gorch Fock von Sanct Pauli hafeneinwärts schlendert, stolz über die Smeukewer hinwegsieht, eine kleine grüne Jalk mit dem pfiffigsten Gesicht erblickt und sich zuflüstert: Deubel ok, Gorch Fock, de ward Hein Godenwind!; und es ist mir eine ebenso liebe Vorstellung — die ich aber nicht belegen kann — wie Gorch Fock in der Kunsthalle über die Menschenabbilder der Wasmann, Oldach und Runge singniert und von ihnen lernt, was anschauungssatte Plastik ist, und Philipp Otto, der viel Tiefere, bestätigt ihm vieles mit seinem Tagebuchsatz vom 9. Juli 1808: „Ein frischer Mut tut immer das Beste, und wenn wir eine Sache nur recht wollen, so will es uns auch."

Fock hat einmal gesagt: „die besten Bücher sind nicht die, die uns satt, sondern die uns hungrig machen, hungrig auf das Leben". Mit diesem Maßstab können wir an das Buch herantreten, das uns schon deshalb am nächsten liegen muß von seinen Büchern, weil es am meisten Gleichnis dieser sturmschweren Zeit ist. Der 1912 geschriebene Roman „Seefahrt ist not" ist ein Buch der Selbstverantwortung und Selbsterforschung. Auf dem Hintergrund der Finkwärder Fischerei, der der Untergang droht, stehen zwei Gestalten: Klaus Mewes und sein Sohn Klaus Störtebeker. Wir erleben es, wie der Vater den Jungen für die Seefahrt erzieht — (so tats der alte Kinau mit seinem Sohn Jan) — und wie dem Vater der Junge ein und alles ist und kein Muttersöhnchen zum Schmerz der Gesa Mewes. (So fand Fock adlige Worte über die Frau, aber er verlor sich nicht an sie.) Sturm und Feste, Osterfeuer und Spiel, Fang und Heimkehr der Fischer sind zu Stationen geworden des Werdens und Wachsens des jungen Störtebeker. „Ne bang warn!" ist seine einzige Furcht. Da Gorch Fock einen freien Ausblick über die Heimat hinaus haben wollte, schrieb er das Buch Hochdeutsch, und Niederdeutsch nur da, wo er durch das gesprochene Wort den Sprecher charakterisieren will, suchte er die Inbrunst der Umweltdarstellung durch die Kunst der Menschenschöpfung zu übertreffen.

Es kommt für uns alles darauf an, ob diese Schöpfung an dem Ideal eines neuen deutschen Menschen mitarbeitet. Die einzelnen Episoden

können das spezifische Gewicht eines Buches bestimmen, etwa die wundervolle, da Klaus Störtebeker, während sein Vater in der Kirche sitzt, zwischen zwei Apfelbäumen Schiffswacht aus der Vollmacht der Einbildung hält, oder da ihm der sterbende Matrose mit seinem letzten Blick die ganze Abenteuerlust seines früh gebrochenen Lebens vererbt, oder da sie die Kirmes feiern, oder da Klaus Mewes den Seemannstod seiner Väter stirbt — nicht die Episoden, das Ganze schafft den Lebenshunger dieses Buches. Wenn man es schon ein Buch nennen will, ist es doch auch eine Fahne. Denn in Klaus Mewes und seinem Sohne steckt der Wille, das Leben zu meistern, und die Verachtung für den, der sich seiner Fährde irgendwie entziehen will. Sie haben stets das Meer vor sich, das macht ihre Augen blank und bewahrt sie vor jeder Kleinlichkeit, woher und in welcher Form sie auch komme. „Jesus ist nur einmal um dich gestorben, ich bin es hundert- und tausendmal!" in diesen Worten der Gesa Mewes zu ihrem Mann spricht, außer dem christlichen Element Fockschen Wesens, das Kind eines Stammes und Volksstandes, der nicht entwurzelt und durch Luxus oder drückende Not so entseelt wäre, daß es nicht mehr über die letzten Lebensfragen nachdenken könnte. „Heute dachte ich an meinen Großvater und fühlte sein Blut in mir strömen. Tapfer sein!" dies Wort aus dem Tagebuch begleitet die Grundgesinnung des Klaus Mewes, der sich in die Tradition verzahnt weiß. „Ich bin Finkwärder, doch ohne Inzucht!", dieser Satz schränkt den andern nicht ein: „Ich habe zuviel Wurzeln auf Finkwärder; es wäre töricht, wenn ich nun nicht Nahrung daher zöge, Blätter bildete und Blüten schüfe". Und doch weiß dieser Mann um die Notwendigkeit letzter Erschütterungen: „Es gibt eine wiedererworbene Unschuld, eine wiedererkämpfte Reinheit, die die ursprüngliche Unschuld und Reinheit aufwiegen." Des Buches schönste Erkenntnis ist diese: Klaus Mewes und Klaus Störtebeker, um eine Generation an Jahren auseinander und so durch einen natürlichen Gegensatz getrennt, Vater und Sohn, sind eines Herzens. Sie haben den Gedanken gefunden, der groß genug ist, daß vor ihm das Gegensätzliche zerfalle „Seefahrt ist not!", denn es sollten alle, jung und alt, die Vorurteilsreichen und die Erfahrungsarmen, die Erfahrungsreichen und die Vorurteilsarmen, zusammenstehen gegenüber der See, die uns umtost, in der Seefahrt in die Zukunft, um die allein zu leben sich lohnt.

Außer dem Erlebnis seiner selbst als des heidnischen Christen und dem des untergehenden Finkenwärder als Anstoß der Selbstbehauptung sind noch zwei über ihn hereingebrochen, ohne allerdings als Sprachgebild wieder aus ihm hervorzubrechen. Das nicht nur zeitlich erste dieser Erlebnisse ist die Reise nach Norwegen. Die vierzehn dort verlebten Tage sind für ihn wie vierzehn Nothelfer aus einer finkenwärderischen Erstarrungsgefahr gewesen. Ohne, daß er soweit nach Norden gekommen wäre, daß er die

Sonne auch nachts hätte am Himmel sehen können, kommt er zu einer ihn umwandelnden Einsicht: „Ich werde den halben Gorch Fock hier in Norwegen lassen müssen. Dafür aber werde ich das ganze Norwegen mit nach Deutschland nehmen." Daß dies Gefühl echt, das heißt schon längst vorgekeimt war, erweist ein Wort aus dem Jahre vorher: „Was soll ich mit Dante! So wenig ich nach Italien reiste, wenn ich das könnte, brauchte ich Dante zu lesen!" Das „Aber Goethe!", daß er dahinter hängt, scheint nicht ganz logisch, denn der war doch trunken von jenem Kaiser- und Dichtersüdtraum, von dem der nordische Gorch Fock sich abkehrt. „Ich verstand, daß hier ein Heldenglaube wie der germanische entstehen mußte, daß hier Männer lebten, die glaubten, daß sie von Odin selbst abstammten, daß hier die Germanenbibel, die Edda, geboren werden mußte. Da warf sich in meine Sprache, die bisher nur See und Marsch ganz erfaßte und ganz wiedergab, die Urgewalt der nordischen Alpen!" . . „Und so schwindelnd hoch ich stehe, dreimal so hoch ragen Bergesriesen ringsum auf, von keines Menschen Fuß je betreten, grau und zeitenlos, heidnisch-gewaltig: Wotans Throne! Wälder an den Lenden, Schneefelder auf den Schultern, stehn sie da wie Götter selbst und und reden eine Sprache, die Bibel und Luther übertönt." In jenen Tagen reift ihm der schon erwähnte Entwurf eines norwegischen Romans — nach seiner Anlage würde er, wie der Seefahrt-Roman das Verhältnis der Generationen gelöst hatte, Focks Verhältnis zum Weibe gelöst haben — das wäre das menschliche Ziel —: würde er versucht haben — das ist das künstlerische Ziel — seiner Sprache neue Kraft zuzuführen. Wenn man seine Sätze über die nordische Reise liest, erhorcht das Ohr eine musikalische Gliederung, erfühlt sie als hymnisch beschwingt, und hier hätte dann Gorch Fock gefühlsmäßig an einer Schwelle gestanden, vor deren Bedeutung sein klares Bewußtsein zurückgeschreckt wäre. Man mag nach Klaus Groth das Platt sehr wohl fähig halten, Tragik und Größe auszusagen, mag es an Reuters Werk als unverbrauchten Stoff der menschenschaffenden Rede erkennen, mag es in Stavenhagens „Michel" selbst als Bildstoff geisterhafter Vorgänge ansehen: immer bleibt es mehr Kraftfeld irdischen, sinnlichen Seins. Daß es jemals in dem geistbetonten Rhythmus hölderlinscher Prophetie oder hardenbergscher Nachtgesänge schwingen könnte, erscheint ausgeschlossen, denn solche geistgetragene Sprache hat die nackte Sinnlichkeit des Platt (und natürlich auch die Unsinnlichkeit abgegriffener Alltagssprache) abgeworfen und jene höchste Stufe erreicht, auf der die unmittelbare Sinnfälligkeit des Dialektes durch die mittlerstolze Kraft des Bildes ersetzt ist. Wenn nun auch Focks sonnige Natur auch im Ansatz nie der hadesdunklen Verse jener Geister fähig gewesen wäre, zukunftsichere, jasagende Hymnik aus der Atmosphäre des Walt Whitman oder ein ins Nordische verengter Hyperion klangen damals in seiner Brust; es waren seine größten, weil

geistigsten Stunden, die er damals lebte. Darum mußte er sich aufzeichnen: „Ich wünschte, daß ich die Sprache der Edda könnte: dann vermöchte ich alles zu schreiben, was mir das Gehirn zu zersprengen droht. — Aber die Sprache Hebbels und Goethes ist auch hehr, stark und heilig genug, diesem Norwegen nachzufliegen." Nach der Sprache Reuters oder Brinckmanns und Finkwärders ruft er in diesen Gipfelstunden seines Lebens nicht mehr, und wir sehen es nun mit andern Augen an, daß neun Zehntel seiner Entscheidungen, seiner Tagebuchaufzeichnungen, die Alwin Bußmann des Druckes für wert erachten mußte, hochdeutsch abgefaßt sind. Es erscheint ausgeschlossen, daß er der niederdeutsche Dichter geblieben wäre; als er den Geist Norwegens über sich fühlte, stand er an der Schwelle von der sinnfälligen zur geistbetonten Sprache.

Das zweite große Erlebnis stellte ihn nicht vor eine solche Wesensentscheidung. Wenn er am Ufer des Bug am 23. August 1915 schrieb: „Ich arbeite unablässig an mir, ein besserer, edlerer Mensch zu werden, der vor Gott wert ist, seine Heimat wiederzusehen" und am 1. September hofft „Es wird eine deutsche Volksgemeinschaft erstehen, die unser Volk auf eine höhere Stufe bringen wird", so war er eines Sinnes mit vielen andern und konnte noch nicht wissen, daß der Sturm dieser Jahre die Guten besser, die Schlechten schlechter gemacht hat. Von drei Büchern spricht er in seinen Briefen; der Gorch Fock des Lachens aus voller Brust träumt das Buch vom Karl Landstorm, oder auch Karl Nehls, „der sein eignes Büchlein bekommt, plattdeutsch natürlich!" und dann träumt er sein in Wanderlust heidnisches, in Opferbereitschaft christliches Werk: „Deutschland" schreibt er am 24. September 1915 in Serbien „wird um ein deutsches Buch reicher werden, wenn ich zurückkehre, das ist gewiß. Ich fühle mich jetzt so recht als Landsknecht und bin ganz von dem Lagergeiste Wallensteins erfüllt: die germanische Wanderlust ist mächtig erwacht. Wieviel habe ich in der Soldatenzeit nicht schon gesehen! Weser, Rhein, Donau, Elbe, Weichsel, Oder, Bug, Kölner Dom, Bodensee, Odenwald, Warschau, Brest-Litowsk, Jaroslau und Krakau .. Ich muß diesen Weg wandern, das sehe ich wie in biblischer Schrift vor seinen Augen stehen." Und kurz vor seiner Versetzung zur Marine schreibt er, der in Norwegen der Einseitigkeit entrissen zu werden schien: „Ich bin einseitig wie ein Hebbel und muß diese Einseitigkeit immer weiter steigern, das ist mein Gesetz. Mich verlangts, die Geschichte dieses Seekriegs zu schreiben oder doch daran mitzuarbeiten." Er tats mit dem Einsatz des Lebens und versank an der Stelle, an der er in seinem Hauptwerk den Klaus Mewes frei, stark und ohne Rechten in den Tod gehen läßt.

Nachdem versucht worden ist, Gorch Fock aus Werk, Wesen und Lebenslauf, der künstlerischen Trinität, darzustellen, liegt es nah, liegt es herzensnah, ihn mit zwei andern Dichtern seines Typs zu vergleichen, deren Ver-

wandtschaft die späherische Jugend erkannt und dadurch ausgedrückt hat, daß sie diesem Dreigestirn ihre volle Liebe schenkt; es sind außer Gorch Fock von der Waterkant Walter Flex aus dem Thüringerland und Hermann Löns aus dem Haidesand. Wie's ein Gesetz der Anziehung ist, das die Sterne umeinander kreisen läßt, ists eine Vorbestimmung aus Lebensbahn, Werkstoff und Schaffensflamme, die diese drei in unserm Aufblick zum Sternbild zusammenfügt. Sie fielen, um an dem Ende zu beginnen, das die Tür zu neuem Werden ist, sie fielen in dem Glauben an die gerechte Sache ihres Vaterlandes in der Schlacht an drei für unsere Vielfront bezeichnenden Stellen, bei Reims, auf Oesel und im Skagerrak. Was ist neben dem Opfertod, der jeden von uns Heimgekehrten verpflichtet, aber doch die Bedeutung der drei für uns nicht begründen kann, ihre gemeinsame Bahn? Zunächst dies, daß Liebe zur Heimatscholle ihnen wesenhaft und die Urzelle ihres Werkes wurde. Kaum war Löns aus dem östlichen Preußen ins niedersächsische und damit ins Gefilde seiner Väter zurückgekehrt, als er, bewußt in seinen naturwissenschaftlichen Studien, gefühlig in seinen ersten Skizzen die leidenschaftliche Durchpflügung der Heimat begann. Kaum anders verhält sichs bei Flex, der mit Sonetten begann und mit Volksliedern im Herzen starb, anders gesprochen, der im Krieg unter dem Druck der Urbedürfnisse Schlaf und Hunger und unter dem Vorbild des jungen Wandervogels Ernst Wurche eine gewisse Bildungsschicht durchstoßen und im Rausch des Frühlings am Narotschsee die Schönheit der Wartburgheimat erst ganz, erst als werkzeugend begreifen lernte. Und bei Gorch Fock ist es ja die völlige Beherrschung heimatlicher Umwelt, die aus der Beschränkung in dem tiefen Sinn, die ihr Goethe in den Wanderjahren gab, seine Bücher entstehen ließ. (Daß es in ihm neuen Reichen zudrängte, hoff' ich gezeigt zu haben.) Die drei sind ihrer Naturverehrung nahegekommen auf verschiedenen Bildungspfaden: Flex als ein Mann mit umhürdeter Jugend, auf regelrechtem Weg durch die Schulklassen, Akademiker mit dem Doktortitel und nicht nur im Äußern einem jungen Gelehrten gleichend; Löns in der Mitte der drei, ebenfalls ein regelrechter Pennäler, wie Flex Student, aber früh gezwungen, ein ohnehin zersplitterndes Studium aufzugeben; Gorch Fock Autodidakt in jeder Beziehung.

Schrittweises Vordringen in der Eroberung der Umwelt beweisen die Stufen ihrer Werke. Kleine, knappe Skizzen sinds vor allem bei Löns und Fock, die den Anfang machen; und aus denen springen dann plötzlich einige vor, in denen kräftig und saftig auf einmal Menschen stehen Wilhelm Leiblscher, mit weichstem Pinsel zu gefülltestem Umriß verdichteter Körperlichkeit. Bei Flex ist das nur insofern anders, als frühe dramatische Skizzen seine Erstlinge sind, und es ist zu natürlich, daß der Sekundaner, Primaner und weltunerfahrene Student nicht gleich, wie Fock und Löns, Gegenwarts-

bilder hinstellt, sondern mit historischen, leicht im werkgeforderten Abstand schaubaren Stoffen beginnt; aber in ihrer Höhenschichtung entsprechend den Wallenstein- und Bismarcknovellen, in denen auch alles wie bei Fock von dem Übergewicht der Fabel zum Übergewicht der Menschen drängt, den Heideskizzen von Löns, den Seeskizzen von Fock. Es ist kein Zufall, sondern ein Symbol, daß den dreien, die so ernst und fleißig in vielen, vielen Skizzen um den Erwerb handwerklicher Meisterschaft gerungen hatten — wobei gesagt werden muß, daß Fleiß an sich keine Voraussetzung des Schöpfertums, höchstens eine Voraussetzung seines Weiterwachsens ist — daß den dreien ihre Hauptwerke übereinstimmend in kürzester Frist mühelos entsprangen. So kams, daß, nach dem frühen Ende ihrer Schöpfer, diese Hauptwerke alle Erfüllungen des Früheren und alle sichtbaren Möglichkeiten des Späteren in sich enthalten und für uns die eigentlichen Zeugen der drei als Einzelmenschen und ihrer Verwandtschaft sind.

Die Erkenntnis der stofflichen und geistigen Gemeinsamkeit dieser drei Dichter offenbart sich — uns ist es in diesem Belang dasselbe, ob wir Löhns, Flex oder Fock lesen — in der Mischung von Heidentum und Christentum in Werk und Mensch. In den dreien, die die leibliche Opferbreitschaft, Männerstreit und Krieg in allen Folgerungen bejahen: in Löns, der im „Wehrwolf" das rauheste Kriegslied singt; in Fock, der wikingerstolz sein „Seefahrt ist not" herausjubelt und von Odin, Frigga und den Asen spricht; in Flex, der das Bild des in der Netta badenden Freundes als den „stärksten Eindruck" empfindet, den er mit „Seele und Sinnen" in seinem Leben empfangen; in ihnen dreien klingt das Wälderrauschen unserer heidnischen Urheimat nach, wie ja die Geschichte der Rodung des deutschen Waldes die Seelengeschichte des deutschen Volkes ist. In Löns aber, der jedes Kapitel des „Wehrwolfs" mit einem Lied innig beschließt und der in der Schilderung des Friedens von Osnabrück mit dem Läuten der Glocken und der Erschütterung der Heidekrieger wohl den stärksten Klang seines Werkes gefunden hat, und also in der Überwindung des Streites durch die Liebe; in Fock, dessen Schilderung des Gottesdienstes auf Finkenwärder zu Beginn des Seefahrt-Romanes so monotheistisch, autoritätsgläubig und liebedurchtränkt ist; in Flex, den von der Wundernovelle vom „Blut der Almuth Petrus" an bis zu der an Fechner anklingenden Mystik des Weihnachtsmärchens und den Gedanken von Gotteskindschaft und Menschenbruderschaft, die der Goldgrund des Wanderers und des Wanderns zwischen beiden Welten sind; in diesen dreien lebt der deutsche Christus sowohl der frühen Legenden wie der heidnisch-naturgesättigten Passionsbilder des reformatorischen Dürer und seiner nächsten Vorgänger und Nachfahren bis auf heute.

Aber es ist nicht das Historische allein, das diese drei Männer untereinander nahe bringt; es ist außer der mystischen Verwandtschaft mit der Heimatscholle, außer dem Heidenchristentum die zwar von Werk zu Werk gewandelt und von Dichter zu Dichter gewandelte, aber in ihren Hauptwerken alle drei ausschließlich beherrschende Gestaltung der Gemeinschaftsprobleme, deren Durchforschung und Durchseelung auf das Führertum hin die Grundbedingung unserer allein seelisch möglichen deutschen Wiedergeburt ist. Wenn Löns im „zweiten Gesicht", Fock im „Thule"-Entwurf idealistisch um die Fragen der Ehe, Flex im „Wanderer zwischen beiden Welten" um Freundschaft und Führerschaft ringt, Fock in der Seefahrt das Verhältnis von Vater und Sohn löst, Löns im Wehrwolf die Volksgemeinschaft bejaht und Flex im Weihnachtsmärchen ihren Sinn deutet, sind sie alle dabei, die geistigen Folgerungen aus ihrer Verwandtschaft mit der Heimatscholle zu ziehen. In diesen drei Artverwandten gibt es nur Gradverschiedenheiten. Keiner hat wie Löns einen alten Vorwurf des Schrifttums, ein niederdeutsches Erbteil, die Tiersage, in seine kreaturbeseelenden Geschichten aufgenommen und wieder durchgebildet; Flexens beste Lieder sind verdichteter als die von Fock und Löns; Focks Humor ist dem der beiden andern überlegen. Flexens Dramen sind in ihrer Anlage weiträumig und groß gedacht, in der Sprachfassung aber matt, oder, ums im Aufblick zu dem großen Dramensprachmeister der Deutlichkeit halber überscharf zu sagen, ganz unkleistisch; Focks Dramen aber sind in ihrer Anlage schmalbrüstig, aber von satter, bildhafter Sprache. Die Sehnsucht zum Unwirklichen, Übernatürlichen, Idealistischen trieb in den Märchen von Flex, den Balladen von Löns empor und wollte bei Fock Blüte werden, als ihn seine Nordsee zu sich holte — so sind diese drei Dichter über ihr äußeres Schicksal hinaus auch in ihrem Wesensschicksal verwandt, bilden ein Dreigestirn jener Dichter, die einer engen landschaftlichen Verwurzelung entstiegen, gemeinsam durch ein gemeinsames Schicksal ihres Volkes in eine schöne Bahn gerissen und durch ihren Opfertod mehr als durch ihr Werk ins helle Bewußtsein ihrer Nation rückten, deren Wesensmischung ihre Gebilde bestätigten.

Kurz, ehe Fock den Godenwind bastelte, schrieb Reinhold Sorge, ein andrer Toter des Krieges, der die letzte Zweifelsfülle ausgekostet hatte: „Wenn auch das Blut, die Summe der Unwirklichkeit, des Lärms, des Lärmen-Wollens in mir ... in meinem Blut, wenn dieses verdammt, in Symbolen zu reden, so gilt es: Durch Symbole der Ewigkeit zu reden". Am Beginn des Werkweges von Gorch Fock stand die Sinnfälligkeit seiner niederdeutschen Sprache, seiner landschaftlichen Gebundenheit, an seinem Ende dämmerten die Symbole der Ewigkeit, mit denen jener, der sich nach seinem dritten Werk Johannes nannte, begann. Gorch Fock stand auf der

Grenze, als er dem Grenzenlosen verfiel; ist sein Tod irgendwie sinnvoll — und es ist so schwer, es nicht zu glauben — stand er auch an den Grenzen seiner Kraft. Auch das unendliche ewige Meer gab seinen Leib zurück; wir aber wollen ihn erst dann der Vergessenheit zurückgeben, wenn ein Größerer uns das Erbteil seines Wesens, die Einung von Heidentum und Christentum, beglückend und erlösend gestaltet.

Druck: Ernst Mauckisch in Freiberg i. Sa.

Von

Otto Brües

sind im **gleichen Verlage** erschienen:

Walter Flex und seine Dichtung.

In dreifarbig gedrucktem Umschlag bezw. Einbanddeckel
Preise geheftet Mk. 6.—, gebunden Mk. 9.50

Unkritischer Bewunderung ebenso fern wie unbescheidenem Tadel, legt der Verfasser die großen Linien offen, die dies früh zerbrochene Dichterleben durchziehen. Flexens Lebenswerk erscheint ihm zukunftweisend und weil es ihm Herzenssache ist, für Flex und damit für deutsche Sprach- und Seelengemeinschaft zu werben, ist dies Büchlein mit innerster Absicht nicht in die kühlen Höhen rein ästhetischer Betrachtung hinaufgehoben, auch nicht in die Niederungen politischen Kleinkampfes hinabgezogen, aber mitten in den Tag und seine Entscheidung hineingestellt.

Grundlagen des Liberalismus.
Student, Liberalismus und Hochschulreform.
Die deutsche Jugend und der nationale und liberale Gedanke.

Drei Hefte zum Preise von . . . . . je Mk. 1.—

Diese Schriften wollen wirken im Sinne einer Ueberprüfung und neuen Grundlegung heute verpönter Ideale und im Sinne einer gesunden Synthese zwischen Altem und Neuem.

Neue Deutsche Jugend.

Eine Sammlung von 4 Aufsätzen, in welchen der Verfasser seinem Stoff von vier verschiedenen Seiten nahekommt. Alle Aufsätze durchzieht das Bekenntnis zum Deutschtum und der Führerjugend.

Band I	Die toten Freunde	geheftet Mk.	6.50
Band II	Gorch Fock	„ „	5.—
Band III und IV	Rheinisches Schicksal, deutsches Schicksal — Der Wald	„ „	6.—
Vorstehende vier Bände vereinigt		„ „	15.—
		Geschmackvoll gebunden „	20.—

Für sämtliche Preise müssen Preisänderungen vorbehalten bleiben. Die genannten geben den Stand vom 1. Oktober 1921 an.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder unmittelbar vom Verlage.

Staatspolitischer Verlag, G. m. b. H.,
Berlin SW. 48, Friedrichstraße 226.

University of
Connecticut
Libraries

39153028483172